

# Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als  
unentgeltliche Beilage der „Ostdeutschen Presse“  
und deren Separatabdrücken.



Verlag und Rotationsdruck der  
Gruenauerischen Buchdruckerei Otto Grunwald.  
Verantwortl. Redakteur J. Singer, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 14. März 1901.

(Nachdruck verboten.)

## Der Eulenkneifel.

Eine Erzählung von Balduin Müllhausen.

(Fortsetzung.)

„Und wären es Minuten,“ fiel James freimüthig ein, „so könnte dadurch nichts geändert werden. Beim ersten Blick auf Ihr gültiges Angesicht gingen die Augen mir auf, und was mich durchzitterte, als ich Sie so lieblich und unschuldig vor mir sitzen sah, das gestaltete sich zur heiligen Ueberzeugung während des kurzen Verkehrs auf dem Wege hierher. Und müßte ich darüber sterben, so vermöchte ich Ihr Bild nicht mehr aus meinem Herzen zu reißen.“ Er säumte einige Athemzüge, und als Gertrud in ihrer Noth vergeblich nach Worten suchte, sprach er eigenthümlich sanft, sogar traurig weiter: „Doch Sie haben recht. Es wäre unbillig, Ihnen zuzumuthen, einem Fremden gegenüber schon jetzt eine Entscheidung zu treffen. Nein, Miß Gertrud, das zu erwarten, wäre mehr als vermessen. Es ist ja der Güte genug, daß Sie mir geduldig Gehör schenken. Sie gerathen dadurch in die Lage, so oft Sie mich, wenn auch nur aus der Ferne, sehen, dieser Minuten zu gedenken, sich zu vergegenwärtigen, daß ich Ihnen mit herzlicher Liebe und Treue ergeben bin, Sie mein ganzes irdisches Glück in Ihren Händen halten. Und nun noch ein Wort zu Ihrer Veruhigung: wo auch immer wir einander begegnen — Ihr Anverwandter, sollte er Sie bei sich behalten, wird gewiß dafür sorgen, daß es nicht zu oft geschieht, — zu keiner Zeit und an keinem Ort haben Sie zu gewärtigen, daß ich auch nur mit einer Silbe an das jetzt Gesprochene erinnere. Kommt aber die Stunde, in welcher Sie glauben, Ihre Zukunft vertrauensvoll in meine Hände legen zu können — dann, ja dann genügt ja ein Blick aus Ihren lieben Augen —“

Die Stimme versagte ihm vor Bewegung. Gertruds Hand frei gebend, wollte er von ihr forttreten, als sie ihn mit den Worten zurückhielt: „Mehr kann ich von Ihnen nicht erbitten; wenn wir uns jetzt voneinander trennen, so geschieht es von meiner Seite mit den Empfindungen einer herzlichen Freundschaft, — das weitere steht in Gottes Hand. Ich bin zu gewissenhaft, um mehr zu versprechen, als ich glaube erfüllen zu können.“ Sie drückte dem jungen Mann flüchtig die Hand; und gleich darauf sah dieser sie vor sich in Schnee und Dunkelheit verschwinden. Langsam, das Haupt tief geneigt, bewegte sie sich auf die deutlicher hervortretende Hütte zu. Des unheimlichen Verwandten gedachte sie kaum noch; fortgesetzt klangen in ihren Ohren die eben vernommenen Worte. Zweifel der mannigfaltigsten Art bestürmten sie, und dennoch fühlte sie ihren Muth wachsen. Es stählte ihre Willenskraft das Bewußtsein, in allen Lagen auf den Schutz treuer Freunde rechnen zu dürfen. — — —

Kneifels Wohnsitz, eine verhältnißmäßig geräumige Blockhütte, gewährte sogar am Tage im lachenden Frühlingssonnenschein einen

menschenfeindlichen Anblick. Mit dem einzigen kleinen Fenster und den verwitterten Holzmauern erhob sie sich inmitten der kahlen Umgebung wie eine Vogelscheuche auf eben erst angesäetem grauen Acker. Kein Strauch, keine Schlingpflanze schmückte die schwer aufeinander lastenden, wurmstichigen Balken; nicht die kleinste Spur eines Gartenbeetes oder einer Umzäunung zeugte für Ordnungsliebe und Betriebsamkeit des räthselhaften Bewohners. Sogar die Risten und Tonnen, in welchen die Waren dorthin gelangten, hatten, zu Brennholz zerkleinert, ihre Stelle im Innern des mürrisch dareinschauenden Baues gefunden. Neben dem Kamin lag es hochaufgeschichtet, gewissermaßen der einzige Schmuck, welchen die nackten Wände aufzuweisen hatten. Diesen entsprechend, bestanden die Möbel aus roh gezimmerten Stühlen, einer Bank, einem großen Tisch ähnlicher Arbeit und einem unförmlichen Regal, welches als Kommode und Schrank zugleich diente. Ein Ladentisch theilte den Raum in zwei ungleiche Hälften. In der größeren standen Gerüste der einfachsten Art, auf welchen die für die dortige Gegend berechneten Waren in buntem Gewirre übereinander gehürmt lagen. Eine Leiter führte neben der Thüre durch ein viereckiges Loch nach dem Bodenraum hinauf, wo ebenfalls Waren aufbewahrt wurden. Dicht hinter dem Ladentisch war ein fargartiger Kasten mit der Wand fest vereinigt worden. Ein Wust von Decken und gegerbten Bisonhäuten kennzeichnete ihn als Bett. Inmitten dieser wüsten Häuslichkeit, in welcher das Auge nichts entdeckte, wodurch es auch nur vorübergehend hätte gefesselt werden können, saß Kneifel, in der That einer Eule ähnlich, vor dem unterhalb des Fensters stehenden Tisch. Ein weiter Schlafrock, aus zottiger Bisonhaut geschnitten, verhüllte die knochige Gestalt und schützte sie gegen die in dem häßlichen Raum herrschenden Kälte. Eine abgegriffene Mütze von Fuchspelz hatte er über den weißbehaarten Scheitel gestreift. Unterhalb derselben lugte ein pergamentartig zusammengeschrumpftes Gesicht mit dünnem ergrautem Vollbart und buschigen Brauen hervor, welches durch zwei graue, unstill, beinahe ängstlich blickende Augen belebt wurde. Vor ihm auf dem Tisch stand ein offener Kasten mit verschiedenen Fächern, davon jedes einzelne eine andere Münzsorte enthielt. Nur zwei waren mit gleichwerthigen Goldstücken bis zum Rande gefüllt. Das letzte Tageslicht hatte er dazu benützt, die mäßige Tageseinnahme zu berechnen und den Gewinn peinlich genau von dem zu neuen Ankäufen bestimmten Gelde zu trennen. Es war dies seine einzige Freude, sein einziger Genuß, derselbe gipfelte darin, daß er gelegentlich den langsam aber sicher wachsenden Geldschatz durchzählte. Nach Anzünden der Lampe und Schließen der Fensterlade hatte er wieder vor dem Tisch Platz genommen. Mißtrauisch, wie sogar zwischen seinen vier Wänden Verrath fürchtend, spähte er um sich; dann erst griff er in ein anscheinend leeres Fach, und als er die Hand zurückzog, hielt er ein zusammengefaltetes Stück Papier zwischen den Fingerspitzen. Zögernd und mit äußerster Vorsicht öffnete er das



selbe, und es behutsam vor sich hinlegend betrachtete er mehrere getrocknete Blumen, die, um sie gegen gänzliches Zerbröckeln zu schützen, auf das Papier festgeklebt worden waren. Starrer und starrer blickten seine Augen. Bald glühte es wie unersöhnlicher Haß aus denselben, bald schienen wieder Thränen in ihnen zusammenlaufen zu wollen, bis endlich ein eigenthümlicher Ausdruck von Weichheit sich um die schmalen Lippen ausprägte. „Marie“, las er mehrfach flüsternd den dem gebleichten Andenken beigeschriebenen Namen, und jedesmal lief ein Schauer durch seine gebeugte Gestalt. Plötzlich pochte es laut an die Hausthüre.

Entsetzt sah Kneifel auf. Sein Gesicht erschien wie aus Eichenholz gemeißelt, derartig hatte es seine Farbe verändert. Als habe er an eine Sinnesstörung geglaubt, starrte er regungslos auf die Thüre. Zum zweitenmal klopfte es. Dadurch neu belebt, faltete er das Papier mit zitternden Händen zusammen, worauf er es in den Kasten zurücklegte, diesen leise schloß, nach dem Bettgestell hinübertrug und zu Häupten unter die Decken schob.

Noch war er nicht an den Tisch zurückgekehrt, als das Kochen sich abermals erneuerte, jetzt aber in Begleitung der Worte: „Deffnen Sie, Herr Kneifel, ich bitte darum. Die Lichtstreifen neben der Fensterlade verrathen, daß Sie zu Hause sind.“

Auf Kneifels hartem Gesicht spiegelte sich erwachender Grimm. Ähnliche Empfindungen offenbarten sich in seiner Stimme, indem er hinausfragte, wer da sei.

„Jemand, der Sie dringend zu sprechen wünscht“, rief Gertrud entschlossen zurück.

„Kommen Sie morgen wieder. Ich habe keine Lust, einer Närrin zu Liebe meine gewohnte Hausordnung zu stören!“

„Ich komme nicht um Geschäfte, sondern um eine ernste Angelegenheit.“

„So scheeren Sie sich mit Ihrer ernststen Angelegenheit zum Teufel.“

„Gehet ich, so geschieht es auf Ihre Gefahr“, antwortete Gertrud herrisch, indem sie sich der ihr ertheilten Rathschläge entsann. „Lassen Sie mich nicht ein, so werden Sie es bereuen.“

„So müßte ich zum erstenmal in meinem Leben etwas bereuen“, erklärte Kneifel höhlich, „Sie sind überhaupt ein Frauenzimmer, das gehört nicht hierher zu dieser Stunde.“

„Gut, so setze ich mich auf Ihre Schwelle“, erwiderte Gertrud trotzig, „finden die Leute mich morgen früh steif gefroren, so macht man keinen anderen als Sie verantwortlich für meinen Tod.“

„Erfrieren Sie in des Henkers Namen. Ich war es nicht, der Sie rief.“

„Hier sitze ich“, hieß es drohend von draußen, „aber das schwöre ich Ihnen zu: wenn sie morgen in mein starres Gesicht sehen, werden Ihnen die Haare zu Berge steigen.“

Kurze Zeit verstrich in Schweigen. Dann hörte Gertrud, wie ein Riegel zurückgeschoben wurde und die Schloßklinke sich aus ihrer Faust hob. Zögernd wich die Thüre nach innen, und bevor Kneifel Gertruds Gestalt recht unterschied, war sie an ihm vorbeigeschlüpft.

„So“, sprach sie triumphirend, „hier bin ich, und denjenigen möchte ich sehen, der mich jetzt noch von dannen bringt.“ Flüchtig, aber mit sicherem Blick betrachtete sie den vor Jorn und Erstaunen sprachlosen unheimlichen Alten. Scharfsinnig herausführend, was dazu gehörte, ihn zu beherrschen, warf sie das beschneite Deckentuch auf den nächsten Stuhl, ebenso den kleinen Hut, worauf sie sich Kneifel wieder zutehrte, der wie versteinert da stand und die offene Thür noch immer in der Hand hielt.

„Um Gottes willen, schließen Sie. Es ist ohnehin kalt genug hier drinnen“, rief sie ihm anscheinend entrüstet zu, und gewahrend, daß er ihren Befehl wie im Halbschlaf ausführte, dadurch aber aufs neue ernüthigt fuhr sie lebhaft fort: „Dies ist ja ein schrecklicher Aufenthalt! Wie ist es nur möglich, daß hier ein Mensch leben kann?“

Kneifels Wuth bäumte sich auf. „Gefällt er Ihnen nicht“, zischte er förmlich, „so kann ich Ihnen nur rathen, sich noch schneller davonzumachen, als Sie hereingekommen sind.“ Er wollte offenbar härtere Worte hinzufügen, gewann es aber nicht über sich angesichts der lachenden Augen, die sich an seiner heillosen Verwirrung weideten.

„Ich davongehen?“ fragte Gertrud spöttisch, „jetzt, nachdem ich mit soviel Mühe mir Zutritt zu Ihnen verschaffte? Gehen, um obdachlos umherzuirren und im Schnee zu ersticken? Das kann Ihr Ernst nicht sein. Ich bleibe und damit fertig.“

„Aber um alles Guten willen, wer sind Sie denn?“

„Das erfahren Sie immer noch früh genug. Zunächst fühle ich mich hier zu Hause, und daraufhin werde ich vor allen Dingen für eine erträgliche Temperatur sorgen.“ Mit den letzten Worten schritt sie nach dem Kamin hinüber. Geräuschvoll schürte sie die halberstickte Glut, worauf sie das ihr erreichbare Holz oberhalb derselben aufhäumte. Nur verstohlen sandte sie Kneifel zuweilen einen Blick zu, um zu berechnen, wie weit sie ohne Gefahr mit ihrem zwanglosen Auftreten gehen könne. Dieser stand unterdessen, wie seinen Sinnen nicht trauend. Neugierde, Verwunderung und Argwohn webten auf seinen Zügen. Erst als die Flammen polternd in den Schlot hineinschlügen, ermannte er sich zu der ingrimmigen Bemerkung, daß sie den für eine ganze Woche bestimmten Vorrat geopfert habe.

„Einerlei“, erklärte Gertrud unbeirrt, „da steht noch ein ganzer Thurm, und woher Sie den nahmen, wird mehr zu haben sein. Wir wollen ein menschenwürdiges Dasein führen, nicht leben wie das wilde Gethier. — Haben Sie schon zur Nacht gespeist? Nein, ich sehe es Ihnen an.“

„Ich esse nur sehr wenig“, begann Kneifel abermals erschrocken, als Gertrud gleichmüthig fortfuhr: „und diese verrosteten Blechriegel benutzen Sie zum Kochen? Das ist ja fürchterlich!“ Sie sah um sich. Ihre Blicke fielen auf ein Bündel zum Verkauf bestimmter Blechgefäße, und hinübereilend, trennte sie einen Theekessel nebst Pfanne von demselben.

„Um Gottes willen!“ ächzte Kneifel mit einer Bewegung, als hätte er sich das Haar zerrausen wollen, „sie sind ganz neu — kein Mensch giebt etwas dafür, nachdem sie in Gebrauch gewesen —“

„Ist auch nicht nöthig“, unterbrach Gertrud ihn kaltblütig, und in der nächsten Minute hatte sie die beiden Gefäße aus dem zur Hand stehenden Eimer mit Wasser gefüllt und in die Glut geschoben. Ein Geräusch hinter ihr veranlaßte sie, sich umzuschauen. Kneifel war auf einen Stuhl gesunken, er schien die letzte Willenskraft verloren zu haben. Denn wonach sie fragen mochte, ob nach Thee, Schinken, Biskuits und anderen Dingen, wie solche hinter dem Ladentisch feil gehalten wurden, zu allem wies er ihr durch matte Gebärden den Weg. Nur seine Augen regten sich, indem er ängstlichen Blickes ihre Bewegungen verfolgte oder ihr Antlitz überwachte, als hätte er, in der Vergangenheit suchend, vor einem Räthsel gestanden, dessen Lösung er fürchtete. Wenig länger als eine halbe Stunde dauerte es nur, da stand auf dem Tisch ein Mahl, wie Kneifel es seit Jahren nicht gesehen haben mochte. Gertrud war in die Rolle der Wirthin eingetreten. Freundlich bediente sie den alten Mann, der mit der Haltung eines Märtyrers alles über sich ergehen ließ. Ob er die an ihn gerichteten Worte und heitern Bemerkungen verstand, wäre aus seinen erschlafften Zügen und den ausdruckslosen Bewegungen des nickenden oder sich wiegenden Hauptes schwer zu entziffern gewesen. Erst nachdem das Mahl beendet und der Tisch abgeräumt worden war, verstieg er sich wieder zu der grämlichen Bemerkung, daß es nunmehr für Gertrud an der Zeit sei, sich dahin zu begeben, woher sie gekommen sei.

„Das wäre zu weit“, antwortete Gertrud mit ihrem süßesten Lachen, „aber immerhin, ich will Sie von meiner bescheidenen Gesellschaft befreien, nachdem ich Ihnen sagte, wer ich bin; und wenn Sie dann noch auf meiner Entfernung bestehen —“



Herrliches Klopfen an der Thür schnitt ab, was sie hinzufügen wollte. Kneifel griff mit beiden Händen nach den Schläfen. Verzweiflung spiegelte sich in seinen Zügen bei dem Gedanken an neuen ähnlichen Besuch.

„Es wird mein Koffer sein, der in dem Postgebäude liegen blieb“, erklärte Gertrud, indem sie sich erhob, „ich erwartete ihn längst. Man scheint vorausgesetzt zu haben, daß ich zurückkehren würde.“ Sie öffnete. Der Koffer wurde von einem Fremden hereingeschoben. Nachdem dieser sich schweigend entfernt und Gertrud die Thüre verschlossen und verriegelt hatte, kehrte sie sich Kneifel wieder zu. Derselbe war aufgesprungen und stand mitten in dem Zimmer. Auf seinem spitzen runzligen Gesicht webte es unheimlich; seine Augen sprühten in einer Weise, daß Gertrud von Grauen ergriffen wurde und ihre Stimme nicht zu erheben wagte.

„In dem Postgebäude?“ ächzte er in aufsteigender Wuth. —

„Natürlich“, bestätigte Gertrud, mit Mühe einen sorglosen Ton erzwingend, „ich kam ja mit der Post, da konnte ich meine Habseligkeiten unmöglich auf offener Straße im Schnee liegen lassen.“

„Die Post muß schon nachmittags eingetroffen sein!“ eiferte Kneifel weiter, „wo verbrachten Sie die Zeit, bevor Sie hierher kamen?“

„Selbstverständlich im Hause des Postmeisters. Ich war halb erstarrt vor Kälte. Ich mußte mich ein wenig aufwärmen, bevor ich Sie aufsuchte.“

„Und wurden verpflegt und mit Schmeichelworten überschüttet?“

„Die guten Leute hatten Mitleid mit mir und erwiesen mir die größten Freundlichkeiten.“

„Alles Lug und Trug, alles Heuchelei!“ schrie Kneifel aufgebracht, „Sie sind eine ansehnliche Person, da wollte man Sie anlocken, wie jeden andern, der hier zuzieht! Betrogen und bestohlen hat man mich von jeher! Vertreiben wollen mich die Schurken mit ihren Hänken, auf daß ihnen mein Land wie eine reife Frucht um nichts in den Schoß falle“ — die Stimme versagte ihm. Um sich zu beruhigen, begann er eifertig auf- und abzuwandeln. Gertrud, die ihn überwachte, schien er vergessen zu haben. Plötzlich blieb er vor der Thüre stehen, und beide Fäuste drohend gegen dieselbe ausgestreckt, keuchte er in seiner Wuth: „Nuch Gure Stunde wird schlagen, eine Stunde der Rache, und müßte ich mein Land an arme Teufel, an Raub- und Mordgesindel verschenken und jedem Halunken, der Gue Nachbar werden soll, noch ein Haus mit in den Kauf“, — erschrocken brach er ab. Sein nächster Blick gilt Gertrud, die bestürzt zu ihm auffah. „Der Mensch redet im Zorn oft Wunderdinge“, suchte er den Eindruck seiner letzten Worte zu verwischen. Den offenen Blicken Gertruds ausweichend, stierte er auf den von der Beleuchtung des Kaminfeuers gestreiften Koffer nieder. „Gertrud Krane“, stand auf demselben mit großen Buchstaben geschrieben. Kaum aber hatte er diesen Namen gelesen, als seine Haltung vollständig erschlaffte. Schwerfällig schlich er nach dem Tisch hinüber, wo er erschöpft auf den nächsten Stuhl sank. Das Haupt geneigt, starrte er vor sich nieder. Gertrud glaubte zu entdecken, daß der harte Ausdruck seines Gesichts vor dem Gepräge schmerzlicher Erregung zurücktrat, wagte indessen nicht, seinen Gedankengang zu unterbrechen.

„Also Gertrud Krane“, lispelte er endlich, wie die Worte nunmehr von dem staubigen Estrich ablesend, „hieß Deine Mutter etwa Marie?“

„Marie“, bestätigte Gertrud, und sie athmete erleichtert auf.

„Ich hätte es errathen müssen“, fuhr Kneifel mit bebenden Lippen fort, „Deine Augen und Dein Sagen wehten mich befreundet an — sie war schön, sehr schön“ — zögernd sah er in das blühende Antlitz, dann fragte er mißtrauisch: „Sie schickte Dich ab, um — um mich zu beerben —“

„Nein“, betheuerte Gertrud leidenschaftlich, „sie konnte es nicht, weil sie seit Jahren in ihrem Grabe schläft. Durch sie erfuhr ich nicht einmal, daß überhaupt noch ein Verwandter, wenn auch ein weitläufiger, von uns lebte.“

„Es ist wahr, sie starb vor langen Jahren“, seufzte Kneifel, die Blicke wieder senkend, „todt — todt — alles dahin — sie war sehr schön. Todt — welch häßliches Wort — wer verrieth Dir denn meinen Aufenthaltsort? Wer schickte Dich?“

„Niemand. Nachdem ich gänzlich verwaist war, verlebte ich die letzten Jahre bei einer Tante, ihrer eigenen Schwester. Als ich nach deren Tode den auf mich entfallenen Nachlaß ordnete, fand ich einen alten Brief von Ihnen, in welchem Sie in warmen Ausdrücken nach dem Ergehen meiner Mutter forschten und zugleich mittheilten, daß Sie sich hier angesiedelt hätten. Das erschien mir wie ein Fingerzeig vom Himmel, und ohne Säumen begab ich mich auf den Weg zu Ihnen.“

„Und was beabsichtigst Du hier?“ fragte Kneifel, abermals die Augen Gertruds heimlich suchend.

„Nicht mehr und nicht weniger, als unter Ihrem Schutz mich nützlich zu machen und mir mein Brot zu erwerben.“

„Es läßt sich nicht leugnen, Dein Blick ist der Deiner Mutter; das wunderbare Lächeln hast Du ebenfalls von ihr“, bemerkte Kneifel zerstreut. Sein Gesicht verfinsterte sich. Häßlich lachte er vor sich hin; dann floß herbe, sogar feindselig von den schmalen Lippen: „Es würde den Leuten in der Posthalterei gefallen, bewegtest Du Dich dienstwillig um sie her, anstatt hier bei Deinem Verwandten zu wohnen. Sie sind sonst nicht so menschenfreundlich; wenn sie Dir aber riethen, zu ihnen zurückzukehren, so geschah es, um mich zu verhöhnen. Es sollte mich kaum wundern, hätten sie Dir gesagt, Du müßtest hier verhungern. Ich will ihnen indessen beweisen — doch das ist Nebensache. Du wirst fortan bei mir bleiben, und willst Du Deine Umgebung nach eigenem Geschmack einrichten, so hindert Dich nichts, von meinen Vorräthen zu nehmen, was Dir beliebt. Dafür hast Du weiter nichts zu thun, als ein wenig mit in das Geschäft einzugreifen. Die Menschen sollen Dich sehen, kennen lernen und von Dir reden. Denn Du bist ganz dazu geschaffen, so viele Ansiedler herbeizulocken und zum Anbauen in unserer Nachbarschaft zu bewegen, daß die auf dem anderen Ende unseres Ortes vor Wuth und Neid bersten. Im übrigen verlange ich, daß Du von der hinterlistigen Gesellschaft in dem Posthause Dich nicht verführen läßt. Vergiß nie: von dem Augenblick an, in welchem sie Dich als zu mir gehörig betrachten, sind sie Dir nicht minder feindselig gesinnt, als mir selber“, und ein böses Lächeln glitt über seine scharfen Züge, „Du hast also die triftigsten Gründe, ihnen weit aus dem Wege zu gehen. Begegnest Du ihnen dennoch zufällig und sie reden Dich an, so gib ihnen keine Antwort; am rathsamsten ist, Du läßt ihren Gruß unerwidert. Verschreien sie Dich hinterher als hoffärtig, kann's uns nur recht und lieb sein. Die hoffärtigen Mädchen sind nicht immer die schlechtesten, und sollte über kurz oder lang un'er den zuziehenden Ansiedlern sich ein rechtschaffener junger Mann finden, der um Dich freit, und er gefällt Dir, so magst Du Dich ihm zu eigen geben und wäre er arm wie eine Kirchenmaus. Für Haus und Hof sorge ich selber, und ein Heimwesen will ich Euch gründen, daß die Hamlocks bei dessen Anblick den Verstand verlieren möchten. Ebenso hartherzig und grausam wirst Du mich aber finden, wenn Du hinter meinem Rücken mit jener verrätherischen Sorte verkehrst. Nicht eine Stunde behielt ich Dich unter meinem Dache, entdeckte ich eines Tages, daß Du mich hintergingst.“

Gertrud, die auf der anderen Seite des Tisches ihrem Onkel gegenüber saß, lauschte dessen Mittheilungen mit gemischten Empfindungen. Auf einen herzlichen Empfang hatte sie wahrlich nicht gerechnet; allein das Bewußtsein, nur aus Gehässigkeit gegen andere, und zwar Menschen, die ihr liebevoll entgegengetreten



waren, Aufnahme bei dem im Laufe der Jahre tiefer Abgeschiedenheit verbitterten und verfinsterten Verwandten zu finden, war mehr, als sie glaubte ertragen zu können. Und doch mußte sie bleiben, wenigstens vorläufig, um nicht ihr fernstehenden Menschen zur Last zu fallen, wie sie wähnte. Vor ihrem Geiste erstand der junge Hamlock mit dem ehrlichen Blick, dem treuherzigen Wesen, und das Blut der Scham stieg ihr ins Antlitz. Wie konnte er es nur deuten, wenn sie angesichts der ersten Schwierigkeiten zu seinen Eltern flüchtete? Wer aber konnte wissen, ob es ihr nicht gelang, allmählich dennoch ein nachbarliches Verhältniß zwischen ihrem Onkel und denjenigen anzubahnen, die sie mit Recht für ihre Freunde hielt. Erfüllt von solcher Hoffnung, vermied sie vorsichtig, an das zur Zeit bestehende mißliche Verhältniß zu rühren. Schnell entschlossen reichte sie Kneifel über den Tisch die Hand, indem sie erklärte: „Ich heirate nie, werde aber das Aeußerste aufbieten, mir Ihre Zufriedenheit zu erwerben.“

Kneifel neigte billigend das Haupt und bemerkte eintönig: „So wirst Du selbst noch einmal den größten Vortheil davon haben. Mit dem Heiraten eilt es übrigens noch nicht.“

Das war die erste Begegnung zweier Verwandten, zwischen welchen sich, für Gertrud freilich ahnungslos, Beziehungen webten, die einst stark genug gewesen, einen seiner freundlichsten Hoffnungen Beraubten planlos in die Welt hinauszutreiben, jetzt aber sich als zu schwach erwiesen, herben Erfahrungen entkeimte gehässige Leidenschaften in ihren Schranken zu halten. Gleich darauf wand Gertrud sich mutbig unter den eben empfangenen peinlichen Eindrücken hervor. Mühsam und sittig begab sie sich ans Werk, aus dem vorhandenen Deckenvorath ein Lager für sich herzustellen und den Inhalt ihres Koffers auf dem alten Regal zu ordnen.

Fünf oder sechs Wochen waren verstrichen, seitdem Gertrud bei ihrem alten Verwandten einzog, und noch immer sprach man in der Ansiedlung von diesem Ereigniß als von etwas Unerhörtem. Fünf oder sechs Wochen, während welcher Gertrud sich mit dem Verkauf der Waren vertraut gemacht hatte und unter der Aufsicht des mißtrauischen Alten die Käufer zuvorkommend bediente, die zu seiner heimlichen Befriedigung jetzt weit häufiger und oft genug um die unscheinbarsten Kleinigkeiten eintrafen. Er begriff, daß seine anmuthige Hausgenossin ein Gegenstand der allgemeinen Neugierde geworden war, und damit ging Hand in Hand der Argwohn, daß man auf nichts Geringeres ausgehe, als sie ihm zu entfremden und sie endlich ganz von ihm fortzulocken. Und so geschah abermals etwas Unglaubliches, wovon sich indessen jeder, den irgend ein kleines Gewerbe dorthin führte, leicht überzeugen konnte. Die düsteren Räume hatten nämlich unter Gertruds ordnender Hand und der Beihülfe des verrufenen Culenkneifel plötzlich ein anderes Aussehen erhalten, sodaß sogar ein verwöhnterer Ansiedler sich daselbst hätte heimisch fühlen mögen. Vor allen Dingen herrschte überall peinliche Sauberkeit. Das Fenster war mit kattunen Vorhängen versehen worden; an den Wänden hingen in Ermangelung von Bildern mehrere in Goldleisten prangende kleinere Spiegel, die allzu schadhafte Stellen hatte Kneifel eigenhändig mit Silberbogen überklebt, den Tisch bedeckte ein sorgfältig gesäumtes weißes Kalikotuch; an der Rückwand vor dem Ladentisch war mittelst verschwenderisch übereinander geschichteter wollener Decken und Büffelhäute ein einladendes Ruhebett hergestellt worden, und wenn früher die dort nothgedrungen verkehrenden Menschen vor Frost mit den Zähnen klapperten, so fanden sie jetzt zu jeder Tageszeit üppig genährtes Kaminfeuer, welches eine behagliche Wärme in dem ganzen Raume erbrachte.

Außerdem zeugten die neben dem Kamin aufgestellten neuen Küchengeräthe, wie der zeitweise das Gemach erfüllende Duft mit kundiger Hand hergerichteter nahrhafter Speisen, daß neben der Aufmerksamkeit, welche man nunmehr der Umgebung zuwendete, auch das körperliche Wohl der beiden einsamen Hausgenossen nicht ver-

nachlässigt wurde. Verheimlicht blieb dagegen den Leuten, daß Kneifel unter der Herrschaft seiner scharfsinnigen Nichte allmählich gesprächiger wurde, in stillen Abendstunden sogar Zukunftspläne vor ihr entwarf, die sich zwar nach wie vor auf gehässige Ursachen begründeten und daher für Gertrud wenig anmuthend klangen, ihr aber trotzdem zugute kamen. Und so sprach man von ihr allgemein wie von einem armen Opfer, welches unter der heillosen Tyrannei des herzlosen Culenkneifel seufzte, und daß es ihr wohl zu gönnen sei, in andere Hände zu kommen, bevor ihr frischer Lebensmuth gänzlich erstorben sei. In solchen Anschauungen wurde man dadurch bestärkt, daß Gertrud das Haus nie anders als in Begleitung ihres nunmehr seltsam verbissen heiter dareinschauenden Verwandten verließ.

(Schluß folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Ein Frauenherz.

Skizze von Philipp Wengerhoff.

Sie war wie der Venz selbst so frisch und rosig, so sonnig und heiter. Das Wort „holdselig“ schien für sie erfunden zu sein, denn etwas Holderes als diese erblühende Menschenblume konnte man nicht sehen, und wer in ihre blauen Augen geblickt, aus denen ein ganzer Himmel von Reinheit strahlte, dem wurde es froh um's Herz; die Offenbarung einer schönen Verheißung sprach daraus.

Mit inniger Rührung sah die Mutter auf ihr Kind: sie wird einmal glücklich werden, recht glücklich, meine Hilde. Es ist ihr gegeben, Liebe zu erwecken. Was giebt es Seligeres für das Weib als die Liebe!

Der junge Arzt Dr. Walter dachte auch so: was giebt es Seligeres als die Liebe? Sein ganzes Herz zog ihn zu diesem lieblichen Mädchen, und er schwelgte in diesem Gefühl, da kein Zweifel über ihr Empfinden ihn beunruhigte. Längst hätte er ihr den Brautring an den Finger gesteckt, wenn es nicht etwas so Köstliches gewesen wäre um dieses Suchen und Finden, dieses neckische Ausweichen und Abwehren von ihr.

Die Mutter schüttelte dazu den Kopf.

„Hast Du ihn denn nicht lieb, Hilde?“ und sie antwortete mit einem so durchaus kindlichen Ausdruck:

„Ich weiß wirklich nicht, Mamachen.“

Im Städtchen, so fern es der Residenz lag, hatte man auch geistige Bedürfnisse, schätzte man auch, was dort das Interesse in Anspruch nahm. — Ein junger Dichter, gerade jetzt von dem Beifall des großstädtischen Publikums auf den Schild gehoben, berührte bei einer Tournee, die ihn weiteren Kreisen bekannt machen sollte, den kleinen Ort und ließ sich auf die Bitten einzelner schöngeistiger Männer herbei, auch dort eine Vorlesung aus seinen Werken zu veranstalten.

Nun galt's zu zeigen, daß man dieses Vorzugs würdig war. Nicht nur, daß Alt und Jung dem Liebling der Musen begeistert lauschte, man fand ein glänzendes Souper, das diesen Tag beschließen sollte, nur angebracht und placirte ihn dabei, um ihn hoch zu ehren, neben den ältesten und ehrwürdigsten Honoratioren der Stadt.

Und drüben — leider so fern — saß die ganze Jugend des Städtchens so frisch, so blühend, so verlockend für des jungen Dichters Augen.

Man hatte ihn gefeiert in Reden ohne Ende, und die Stimmung der Gastgeber hatte den Höhepunkt erreicht, als ein Vorschlag aus jenem jugendlichen Kreise laut wurde, der den verehrten Gast zu elektrifiziren schien. Tanz! — Es war ja köstlich! Diese Wendung löste den Zwang, unter dem er bisher geseufzt.

Nun stand er vor Hilde, und wie ihre Blicke zum ersten mal in einander tauchten, wußten sie es beide, hier hatten sie ihr Schicksal gefunden.



Als er nach überschwänglich glücklichen Stunden vor ihrem Elternhause von ihr schied, flog sie jubelnd, selig, der Mutter um den Hals, es ihr zu verkünden.

Da war kein Zögern und kein Zweifeln — das Herz war erwacht und hatte gesprochen — das gehörte ihm immer und ewig, im Leben und im Tode.

Und so sieghaft hatte dieses Gefühl von ihr Besitz genommen — nicht ein Gedanke des Mitleids wandte sich jenem zu, der vergeblich um sie geworben — nicht eine Thräne floß dem Abschied von den Freundinnen, von der Heimat — — ihm, ihm, ihrem Wolfgang gehörte jede Seelenregung, jeder Herzschlag.

„Ich will ihm leben, ihm dienen,

Ihm angehören ganz — hin selber mich geben

Und finden verklärt mich in seinem Glanz.

Leidenschaftliches, beseligendes Viebes- und Eheglück, reicher, voll empfundener und ausgekosteter Erfolg seines Schaffens, das war der Inhalt der nächsten Jahre. Er wuchs mit dem Erfolg. Man beneidete ihn um die Ehren, die ihm wurden, um den Besitz des schönen, blühenden Weibes, das nur für ihn lebte.

Aber ohne Stürme kein Leben . . . nur daß sie aus völlig blauem Himmel und von einer Seite kamen, die Hilde widerstandslos machten.

Es war in Ostende. Die Nachbarin an der Table d'hôte, eine schwarzäugige Pariserin, versuchte die Macht ihrer Blicke an dem jungen blonden Deutschen — und nicht vergeblich. Es war ein so prächtiges Mittel, sein halb verlerntes Französisch in diesem scherzenden, neckischen und doch so witzigen und geistvollen Geplauder aufzufrischen. Täglich widmete er ihr mehr Zeit, täglich schlug sie ihn fester in Banden.

Hilde mochte sich mit ihrer Schulweisheit nicht produziren, so war sie von dem Verkehr ausgeschlossen und mußte schweigend zusehen, wie man ihr raubte, was ihres Lebens Glück war und ihr vor Gott und aller Welt gehörte. Sie verging fast vor Schmerz, denn was sie sah, war kein Flirt, den die Gelegenheit geboren — ihr Gatte hatte sein Herz an jene verloren.

Und sie irrte nicht. Als der bis dahin verleugnete Bräutigam der jungen Französin kam, um seine Braut zur Hochzeitsfeier abzuholen, und diese auch nicht mehr einen Blick für den bisherigen Günstling hatte, machte erst der Schmerz, dann das tief verlebte Selbstgefühl Wolfgang fassungslos. Und Hilde vergaß das eigene Leid, da sie ihn so leiden sah. — Doch es war für sie noch nicht genug an dieser Prüfung. Im Taumel des Genusses suchte er nun Vergessenheit. Um nicht zu hören, was sein leidenschaftliches Herz, was die schwergeprüfte Eigenliebe ihm zuraunte, jagte er Zerstreungen und Aufregungen nach, warf er sich in den Schmutz der Großstadt. Und doch lächelte ihm sein Weib unter Thränen zu, als er reuig zu ihr zurückkehrte, sie in seine Arme nahm und sie sein „unschätzbares Juwel“ nannte.

Neußerlich schien es alles wie früher. Er vergaß bald den Miß, der durch ihr Eheleben gegangen war, und sie hatte für ihn nur Liebe. Nun verlangte es seine Stellung, daß sie ihr Haus einer größeren Geselligkeit öffneten, und das junge, schöne und interessante Paar ward schnell der Mittelpunkt des Kreises.

Sein Ruhm stieg — sein Reichthum wuchs. Was kannten die Menschen, die ihn feierten und seinen Genius bewunderten, die Quelle, aus der er immer neue Kraft zur Geistesarbeit schöpfte? Wer wußte es, wie Hilde ihren Gatten umsorgte, wie sie fern hielt, was ihn verdross, was ihn hinderte, seiner Muse zu lauschen. — Für sich alle Mühen und Plagen des täglichen Lebens, für ihn die Ruhe, das Behagen, die Pflege, die ein eigenes Haus, eine sorgende Gattin zu geben vermag. Und wenn er dann, die Brust noch geschwellt von Schaffensfreude, ihr die neueste Dichtung vorlas, dann hob sich ihr Herz vor Liebe und Stolz — wenn sie auch wußte, daß jene, die ihn zu den Versen begeistert, nicht sie war, sondern ein jüngerer, schönerer, glücklicherer Weib.

Zuweilen drang die Kunde von solchem Liebesleben des so vielbewunderten Mannes in das Publikum, und die eine oder andere ihrer Verwandten wagte ein Wort zu ihr:

„Das mußt Du nicht dulden, Hilde. Welcher Mann darf das seiner Gattin anthun?“

Dann wehrte sie ernst:

„Wie dürft Ihr Wolfgang mit einem anderen Manne vergleichen?“

Und wenn man ihr dringender seine Pflichten gegen sie vorführt, brechen wohl die kraftvoll zurückgedrängten Thränen hervor; doch kein anklagendes Wort kommt über ihre Lippen. „Sein Alter wird mir gehören“ — das ist das Trostwort, mit dem sie das eigene Herz zur Ruhe weist.

Nach jeder Verirrung kehrt er auch immer reuig bittend zu ihr zurück, und sie vergiebt und vergiebt immer wieder und wieder, bis — bis er einmal sich nicht mehr zu bezwingen weiß und erst leise und unsicher, dann bestimmt und energisch seine Freiheit verlangt.

„Woh, ist es möglich? — mir das für meine Liebe?“

„Ich bin es meinem Genie — ich bin es der Mit- und Nachwelt schuldig. Ich liebe — liebe zum ersten mal im Leben. Diesem Gefühl nicht folgen zu dürfen, hieße meine Schaffenskraft brechen. — Sei gut — denke einmal nicht an Dich, sondern an mich — gieb mich frei.“

Sie that's — sie sagte zu allem „Ja,“ damit er so schnell wie möglich sich neue Fesseln anlegen konnte, und er belohnte ihre Zügsamkeit durch die Schilderung der Schönheit, des Geistes und der Grazie seiner Braut, einer gefeierten Schauspielerin. — Warum sollte er sich immer Zwang auferlegen, was weiß solch' „kühle Natur“ wie Hilde von Liebe?

Draußen erst, damit er sie nicht sehe, flossen ihre Thränen.

„Martha“ — sagte sie schluchzend zu dem alten Hausmädchen, das ihr einst aus der Heimat gefolgt war, „Martha, Du treue Seele, schwöre es mir, daß Du hier bleibst und für ihn sorgst. Er ist kein Jüngling mehr, er wird nun fünfzig Jahre — laß ihn nicht entbehren, woran er gewöhnt ist.“

Und als sie schon in der Thür steht, noch einmal:

„Liebe Martha, denke an meine Bitte. Du weißt's, trägt man ihm nicht die warmen Schuhe nach, wenn er vom Spaziergange kommt, dann nimmt er sie nicht, und dann ist der Bronchialkatarrh auch da.“

„Seien Sie ruhig, Frau Doktor — nicht um seinetwillen — nein, nein — aber um Ihretwillen bleibe ich und trage ihm auch die warmen Schuhe nach.“

Was fragt in dieser jugendlichen, himmelstürmenden Glückseligkeit der Dichter nach solchen Dingen? Er ist wieder in den Frühling seines Lebens zurück versetzt, er hört das Klopfen seines Herzens in Liebeslust, er fühlt das Blut durch die Pulse jagen, und die Feder kann nicht schnell genug die unsterblichen Gedanken festhalten, die sein Gehirn durchfluten. — So muß es sein; wen die Musen geküßt, der muß rückwärtslos niederwerfen und abschütteln, was ihn hindert, seinem Genius zu folgen!

Die junge Gattin folgt auch dem ihren, und der führt sie hinaus aus der Enge einer bürgerlichen Häuslichkeit. Ihr Programm ist im Winter: Cairo, im Sommer: Spitzbergen, und muß man zu Hause sein, dann durch Geselligkeit das Leben sich erträglich machen. So jagen sich die Feste. Wie ein Wirbelwind fährt sie durch die Räume. Alles wird umgekehrt, nichts berücksichtigt als ihre Laune. Sein Arbeitszimmer sogar, Hilde's Allerheiligstes, ist fast eine Saison lang das Toilettenzimmer der weiblichen Gäste. Er kommt zu keiner Ruhe, zu keiner Arbeit, und besinnt er sich auf den Stand seiner Finanzen, so schaudert er. Wohin sein erspartes, sein verdientes Geld? . . . in Diamanten und Brüsseler Spitzen angelegt! —

Eines Tages ist sie fort. Er versucht zwar anfangs, es zu verschweigen, daß sie als Reisebegleiter ihren früheren Liebhaber



wählte, aber sie selbst macht es bekannt, um die Ehescheidung zu beschleunigen.

So liegt er, der in wenigen Jahren zu einem alten, müden und armen Manne geworden ist, erdrückt durch die Wucht seines Erlebnisses, stumpf vor sich hinbrütend auf dem Sopha, als Martha zu ihm in's Zimmer tritt und mit einer Miene, halb Lachen, halb Weinen, murmelt:

„Herr Doktor, unsere alle, gnädige Frau ist wieder da.“

Er starrt sie verständnißlos an, da öffnet Hilbe schon die Thüre und nähert sich ihm schnell:

„Erlaube, daß ich vorerst hier bleibe, Wolf. — Ich hörte, Du siehest sehr elend, und ich verstehe mich am besten auf Deine Pflanze.“

Er hat in der Hastigkeit, mit der er auf sie zustürzte, sie in einen Stuhl gedrückt und liegt weinend vor ihr auf den Knien „Hilbe — Hilbe!“ . . .

Sie besänftigt und beruhigt und mahnt ihn daran, daß solche Erregungen ihm sehr schädlich sind.

Dann nimmt sie das gewohnte Leben des Sorgens um ihn, des Hagens und Pflagens wieder auf. Und er erholt sich wieder. Ihr Bemühen darum wird durch seine seelische und körperliche Elastizität unterstützt. Bald ist er wieder ein stattlicher, noch immer schöner Mann voll ungebrochener Schaffenskraft. Zuweilen, wenn Hilbe abends an seinem Schreibtisch sitzt und er ihr vorliest, was er tagsüber geschaffen, ist sie so glücklich, daß sie meint, das Erlebnis der letzten Jahre sei nur ein böser Traum gewesen. Wenn er aber bittet:

„Daß uns Dir eine Stellung vor der Welt geben — werde wieder meine Frau“, — dann lehnt sie mit Entschiedenheit ab.

„Nein, nein! Ich verlange nichts mehr als ich habe — und Du mußt frei sein.“

Eine Wolke zieht am Himmel ihrer stillen Häuslichkeit auf. Hilbe kränkt, jetzt machen häufige Ohnmachten Wolf darauf aufmerksam, und er dringt darauf, den Rath des Arztes zu hören. Es ist nur um der Beruhigung willen. Etwas Ernstes kann es nicht sein, da die Patientin noch stets außer Bett blieb und keine Arbeit versäumte.

Der Hausarzt kommt. Es ist Dr. Walter, der einst in ihrer Jugend in Hilbe sein Ideal sah und ihr stets ein treuer Freund blieb.

„Bitte, die Wahrheit, Doktor.“

„Das Herzleiden ist bedenklich vorgeschritten, Frau Hilbe.“

„Also — es geht zu Ende?“

„Ja denn — Ihr Leben und Leiden endet, arme Frau.“

Da steht sie mit einem strahlenden Blick ihn an:

„Ach, Doktor, es war doch wunderschön, dieses Leben — ich habe ihn ja so unaussprechlich geliebt.“ . . .

Die alte Martha kommt in's Zimmer, als der Arzt gegangen ist. Es ist ihr so angst, weil die gnädige Frau so weiß und kalt in den Kissen liegt. Wenn der Herr doch nur bald käme! Sie steht am Fenster und späht nach ihm aus — dort — ja, das ist er, und freudig ruft sie:

„Jetzt kommt unser Herr, gnädige Frau, er trat wohl schon in's Haus!“

Da richtet sich die Kranke mit einem Nuck ein wenig in die Höhe und sagt mit fallender Stimme ihre letzten Worte:

„Martha — die warmen Schuhe“ — —

(Nachdruck verboten.)

## Damian.

Aus dem Leben zweier Glücklichen.

Mitgetheilt von Emil Peschkau.

Wir hatten ein Duzend Freunde zu Gast, darunter auch zwei junge Leute, zwischen denen, wie Rosine Thella behauptete, „etwas

vorging“. Den zuerst erschienenen Damen war das natürlich höchst interessant, und als dann Karl, die männliche Hälfte des verdächtigen Paares, eintrat, wurde er sofort gewissermaßen unter's Mikroskop gestellt. „Er hat sicher erfahren, daß Elise kommt“, flüsterte mir Thella in's Ohr. „Ich seh' es ihm an.“ Um bei der Wahrheit zu bleiben, muß ich gestehen, daß mir der junge Mann gar nicht anders vorkam als sonst. Aber Thella behielt doch wieder einmal recht. Nachdem Karl mit jedem der Anwesenden in seiner ruhig freundlichen Weise ein paar Worte gewechselt hatte, zog er mich plötzlich in eine Fensternische und nun bemerkte ich, daß in seinen Zügen etwas sonderbar Aengstliches lag.

„Fräulein Elise ist nicht hier“, sagte er. „Kommt sie nicht?“

In diesem Augenblick öffnete sich drüben die Thür und Elise trat ein.

„Da ist sie“, erwiderte ich und seine Augen wandten sich nach ihr.

Dann aber trat er noch weiter hinter den Vorhang zurück und während er mich am Rock faßte, sagte er leise, ohne daß sich der fremde Zug seines Wesens verlor:

„Das ist mir lieb. Heute muß es zur Entscheidung kommen.“

„Es ist ja schon alles entschieden“, scherzte ich, „Du brennst lichterloh und sie . . . eben hat Thella auf uns gedeutet. Wenn Du diesen Blick Deiner Elise gesehen hättest, dieses Erröthen, dieses Lächeln! Wenn das nicht Liebe ist —“

Jetzt aber brauste er auf.

„Liebe — Liebe — was nennt Ihr Liebe?! Und was ist denn entschieden? Bitte, behalte einstweilen für Dich, was Du weißt oder zu wissen glaubst, und warte ab, was ich Euch heute anvertrauen will.“

Das klang ja ganz geheimnißvoll. Verblüfft starrte ich ihn an, aber meine Frau schnitt mir jede weitere Frage ab. „Bitte, zum Essen!“ rief sie und Karl war der Erste, der hinausstürzte. Aber er hatte kein Glück. Elise hing bereits an einem anderen Arm und enttäuscht wandte er sich zu Thella: „Darf ich bitten, gnädiges Fräulein . . .“

Viel Freude mag Rosine Thella an ihrem Nachbar übrigens nicht gehabt haben. So oft ich auch nach ihm sah, er saß immer stumm da, als ob er an irgend etwas dachte, das weit, weit von uns allen lag. Nur zuweilen schweifte sein Blick nach Elise hinüber und dann war es, als ob Elise plötzlich entdeckte, daß wir bei Tisch saßen. Sie fuhr mit Messer und Gabel herum, als wollte sie auch den Teller zerkleinern, und einmal füllte sie sogar ihr noch immer leeres Weinglas bis zum Rande voll.

Als wir dann zum Dessert kamen und, wie man zu sagen pflegt, eben ein Engel durch's Zimmer geflogen war, ergriff zu aller Erstauen Karl das Wort.

„Fräulein Thella“, sagte er laut, für alle vernehmlich, „warum heißen Sie eigentlich Thella?“

Unsere Rosine ist eine schneidige Natur, die nicht leicht aus der Fassung zu bringen ist. Diese Frage aber machte sie doch starr. Es vergingen ein paar Sekunden, bis sie laut auflachte. Wir lachten mit und ich antwortete jetzt für sie:

„Wenn ich nicht irre, hat Thella ihren Taufnamen nach ihrer Pathin erhalten.“

„Schön“, erwiderte Karl. „Und Du führst den Vornamen Deines Vaters. Aber warum heißt Deine Frau Linda? Ihre Mutter hieß Pauline und ihre Pathin —“

„Dieß Wilhelmine“, fiel meine Frau ein.

Jetzt aber war der Augenblick für den Professor gekommen. Ich sah ihm schon an, daß er warm wurde.

„Sie haben da ein sehr interessantes Thema angeschlagen“, wandte er sich zu Karl. „Aus den Vornamen der Menschen lassen sich eine Menge Schlüsse ziehen auf geistige Strömungen, auf die Charaktere der Eltern und Großeltern, auf die sozialen Verhältnisse unserer Vorfahren und dergleichen mehr. Man kann daraus er-



kennen, ob selbständige, starke Naturen in der Familie walteten oder Geschlechter, die der Mode folgten, und was es war, das sie hauptsächlich beeinflusste: Politik, Vaterland, Litteratur, Kunst, Wissenschaft, Religion oder irgend eine Liebhaberei. Ihr Name, gnädige Frau, deutet bestimmt darauf hin, daß Ihre Eltern oder Großeltern für italienische Musik schwärmten, er stammt sicher nirgends anders her als aus der längst vergessenen Oper „Vinda von Chamounix.“ Ich heiße Peter, weil ich aus dem Bauernstand stamme und mein Hauschneider heißt Casar, weil sein Vater sich für ein verkanntes Feldherrntalent hielt. Ein Goethe-Forscher unter meinen Freunden hat seine Tochter nach einer Gestalt aus Wilhelm Meister Herfalie genannt, während die Freunde moderner Kunst ihre Töchter jetzt mit Vorliebe Elsa nennen. Und was Sie betrifft, junger Freund —

Jetzt hatte Kousine Thekla sich wieder gefunden.

„Namen wie Karl,“ sagte sie, „sind eigentlich die besten. Sie passen für Hoch und Nieder, für jede Lebenslage, sie können nicht „herabkommen,“ sie verrathen kein Strebertum und keinerlei Koketterie, sie berühren nie komisch und verpflichten zu nichts! Bei dem Namen Karl kann man an Karl den Großen oder Karl den Kühnen denken, ebenso gut auch an Karl den Nahlen, Karl den Dicken oder Karl den Einfältigen. Ich gratulire Ihnen zu dem vortrefflichen Namen, Herr Karl.“

„Weider heiße ich gar nicht so,“ erwiderte der also Beglückwünschte.

Und nun fuhr alles auf.

„Sie heißen nicht Karl? Sie heißen nicht. . .?“

„Ich heiße . . . Damian.“

Wir lachten. Niemand war da, der das nicht für einen Scherz gehalten hätte und Karl lachte endlich selber. Dann aber wurde er umso ernster.

„Ich bitte“, sagte er in einem Ton, der rasch alle Heiterkeit verbannte, „ich bitte um ein paar Minuten Gehör. Ich spaße nicht, ich heiße wirklich und wahrhaftig nicht Karl, sondern Damian. Der Name macht Sie schon wieder lachen und ich will nicht leugnen, daß er für uns etwas Komisches hat. Die Menschen sind eben heute so und morgen so, und was die Masse heute entzückt, das findet die Masse morgen lächerlich, ohne daß ein Grund dazu vorhanden ist. Wenn Sie den Namen Damian genau betrachten — was ist daran zum lachen? Unsern Vorfahren gefiel der Name auch sehr gut, es war sozusagen ein feierlicher Name, ein würdevoller Name —“

„Das muß aber lange her sein,“ pläzte Kousine Thekla heraus.

„Im siebzehnten Jahrhundert,“ erwiderte Karl, „fand sich der Name Damian noch sehr häufig in den geachteten Familien und aus jener Zeit habe ich ihn auch übernommen.“

„Dieber Karl,“ fiel ich ihm jetzt ins Wort, „Du wirst immer sonderbarer. Vierundzwanzig Jahre lang hast Du den Namen Karl geführt —“

„Aber mit Unrecht! Wie Ihr wißt, starben meine Eltern in den ersten Jahren meiner Geburt und meine Tante Auguste zog mich auf. Der gefiel der Name Damian wahrscheinlich gar nicht sie rief mich einfach Karl, und als ich in die Schule aufgenommen wurde, da hat man wohl ihrem Wort geglaubt und nicht weiter nach Papieren gefragt — alle Lehrer kannten mich bereits als Karl — ich kam mit dem Namen Karl in die Schulregister. Und so blieb ich denn Karl bis zur Stellung. Da kam natürlich ans Licht, daß ich Damian hieß und als Damian diente ich auch mein Freiwilligenjahr ab. Wenn ich Euch damals von meiner Entdeckung nichts erzählte, so kommt das daher, daß ich in dem ersten Aerger darüber entschlossen war, den Damian nicht zu akzeptiren. Warum sollte ich darunter leiden, daß mein Vater einen so wahnwitzigen Einfall gehabt hatte? Die Sache wurde übrigens zunächst für mich nicht praktisch. Die Damian-Episode — ich meine das Militärjahr — ging rasch vorüber — und meinen Chefs wie meinen Freunden war ich Karl wie vorher. Erst vor kurzem besann ich mich wieder

darauf und sagte mir, daß mir die Sache vielleicht eines Tages noch viel mehr Verdruß bereiten konnte. Meine Hoffnung, den Damian in einen Karl verwandeln zu können, erwies sich als trügerisch — die Behörden wollen von derartigen Anträgen nichts wissen. Was aber konnte meinen Vater veranlaßt haben, mir einen solchen Namen aufzuhalsen? Das ewige Aergern und Grübeln brachte mich endlich auf den Gedanken, die Papiere meiner Eltern zu durchstöbern und da fand ich denn eine Aufzeichnung meines Großvaters, aus welcher hervorging, daß seit mehr als zweihundert Jahren unsere ältesten Söhne immer so genannt wurden. Den früheren Generationen mochte das weiter nicht verwunderlich erschienen sein, aber schon zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts fand es einer meiner Ahnen nöthig, nachzuweisen, warum es wünschenswerth sei, daß dieser Name von uns in aller Zukunft geehrt würde. Das seltsame Aktenstück, das dem Testament meines Großvaters beigelegt ist, erzählt davon, daß der Fortbestand unserer Familie einzig und allein einem armen Müllerknechte namens Damian — damals war der Name bereits im Herabkommen — zu verdanken ist. Er zog in einer wilden Wetternacht die Schleuse unseres Mühlwehrs auf, obwohl ihn mein Ahnherr zurückhalten wollte, weil er einem gewissen Tod entgegenging. „Ich bin ja nur einschichtig,“ sagte er, und der Herr hat Weib und Kinder.“ So rettete er unserer Familie Leben und Wohlstand und in der dankbaren Erinnerung an die Heldenthat wurde das nächste Kind Damian getauft. Mein Großvater aber hat der Erzählung die Bemerkung beigefügt, wir thäten, indem wir den Namen trügen, nichts für den armen stillen Helden, sondern nur etwas für uns selber. „Die Damians,“ so schrieb er weiter, „sind zwar auch unter denen, die Damian heißen, dünn gesäet, aber so eine großherzige That, beständig vor Augen gehalten, macht uns doch ein klein wenig besser und damit glücklicher. Möge deshalb auch in Zukunft der Name Damian von den Unrigen hochgehalten werden.“ Aus all dem geht hervor, daß mein Großvater eine Art Philosoph war. Ich bin keiner, aber die ganze Geschichte wirkt in der Gemüthsstimmung, in der ich mich eben befinde, so stark auf mich, daß ich jetzt den Namen Damian behalten würde, selbst wenn mir das Standesamt gestattet, ihn gegen einen Karl oder noch etwas Schöneres einzutauschen. Was sagen Sie zu dem Falle, Fräulein Thekla?“

Kousine Thekla wiegte den Kopf hin und her und dann setzte sie ihr Pincenez auf.

„Das ist eine so kitzliche Frage, daß dafür der „Verstand der Verständigen“ nicht ausreicht. Da müssen wir schon ein „kindlich Gemüth“ zu Rathe ziehen. Fräulein Elise — soll sich Herr Bergmann Karl nennen oder Damian?“

Elise wurde roth bis unter die Haarwurzeln, aber sie zauderte nicht.

„Damian!“ rief sie begeistert, mit feuchten Augen.

Das gab nun natürlich einiges Nichern und Lächeln. Herr Karl Damian aber achtete nicht darauf, er machte einen Aufsprung und reichte, ein halbes Duzend Gläser umstoßend, über den Tisch hinüber Elise die Hand.

„Danke Ihnen, Fräulein!“ sagte er ebenso begeistert. „Danke herzlich.“

„Nachdem der Kasus also erledigt ist,“ fiel Kousine Thekla ironisch ein, „so meine ich, wir trinken nun Kaffee.“

Wir erhoben uns und im nächsten Augenblick war Herr Karl Damian bereits bei Elise. Im Kaffeezimmer aber blieben zwei Tassen stehen und Kousine Thekla fühlte sich deshalb zu der Bemerkung genöthigt, es würde sich wohl empfehlen, die Tassen warm zu stellen.

Aber diesmal sollte sie nicht recht behalten.

Kaum eine Minute später erschien Elise, von Karl Damian gefolgt, schon wieder unter der Thür.

„Heute noch nicht,“ sagte sie blutroth, wie abwehrend, „Herr Da — Dami —“



Und dann mußte sie lachen, obwohl sie Thränen in den Augen hatte.

„Ich weiß nicht,“ fuhr sie verlegen fort, „es ist doch eine Hexerei. Karl kann ich so leicht sagen und Da. — Dami — Damian . . . ich kann Sie nicht Damian nennen, Herr Karl!“

„Haha!“ triumpfhirte nun Kousine Thella, aber Karl Damian ließ sie nicht weiter sprechen.

„Das macht gar nichts, Elischen!“ jubelte er. „Ihr goldenes Herz hat sich ja doch verrathen und das andere ist eben Gewohnheit, die Macht der Masse, der sich selbst die Besten nur schwer entziehen können. Auf mich nur mein Leben lang Karl . . . aber lieber Karl . . . ja?“

Und nun mußte auch ich ein Wort reden.

„Liebe Elise,“ sagte ich ergriffen, „ich bin nicht bloß Dein Vormund, ich war auch der Freund Deiner armen Mutter. Ich würde Euch meinen Segen nicht geben, wäre ich nicht überzeugt, daß Ihr Euch zum Glück gefunden habt. Und ich glaube, daß Euch der arme Müllersknecht dabei auch ferner behülflich sein wird, wie er Euch schon behülflich war. Unser guter Karl Damian ist ja viel zu sehr verliebt, als daß er im Ernst von Dir gegangen wäre, wenn Du den Namen Karl gewählt hättest. Aber daß Du den Damian wähltest, das muß ihm die köstlichste Sicherheit für die Zukunft geben, für eine eheliches Heim, in dem kein Unkraut Wurzel fassen kann.“

„Also soll Damian auch in Zukunft leben!“ fiel mir Thella ins Wort. „Wie Ihr seht, war ich auf alles vorbereitet — da ist Champagner. Nur Muth, Elischen — immer fest zugreifen! Das ist meine Rede! Also Damian, der Müllersknecht aus dem siebzehnten Jahrhundert, und die ganze Familie Damian mit allen künftigen Damians . . . sie leben hoch . . . hoch . . . und abermals hoch!“

(Nachdruck verbo ten.)

## Räthselecke.

### Bilderräthsel.



### Zahlenräthsel.

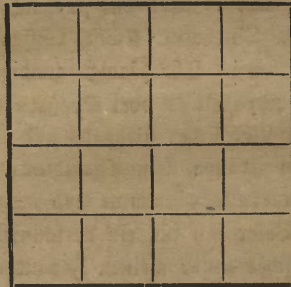
1-2-3-4-5-6-7  
Wird jetzt wieder fleißig getrieben.  
3-1-2 auch Du nicht 7-5-6-4,  
Komm hinaus und 4-5-6-7-1 mit mir;  
4-5-3-3 uns 5-6-7 das 1-2-3 heut gehn,  
Kannst dort 3-2-1, Die Du liebst, auch sehn.

### Silbenräthsel.

a aar bel boot cher dif dom ei er fah fe gau gel he la ma  
nen rei rei renz rich se se tanz te u uhr ü wei

Aus vorstehenden 29 Silben sind 10 Wörter zu bilden, die folgende Bedeutung haben: 1. bekannter gotischer König; 2. Handwerker; 3. Fahrzeug; 4. Unterschied; 5. Schweizer Kanton; 6. preussische Insel; 7. Tanzkunststück; 8. Theil des Heeres; 9. bei Vereinen und Regimentern ein feierlicher Akt; 10. etwas Schlimmes. Sind die richtigen Wörter gefunden, ergeben die Anfangs- und Endbuchstaben im Zusammenhang ein Sprichwort.

### Quadraträthsel.



1. Kunstwert.
2. Fluß in Baiern.
3. fremdes nützliches Thier.
4. Nebenfluß der Donau

In die Felder vorstehenden Quadrates sind die Buchstaben AAAA, B, DD, II, LL, M, U, RR, S derart einzutragen, daß die wagerechten und senkrechten Reihen gleichlautend sind und Wörter von der beigelegten Bedeutung bilden.

### Räthsel.

Ich führ' Dich zur Vergangenheit  
Und weiß Dir vieles zu berichten.  
Oft komm' ich in phantastischem Kleid,  
Dann künd' ich dir des Volkes Dichten.  
Bekomm' ich einen andern Fuß,  
So dien' ich Dir wohl zum Genuß.

### Skatenaufgabe.

(a b c d die vier Farben; A K König; D Dame, Ober;  
B Bube, Wenzel, Unter; V M H die drei Spieler).  
M, der Spieler in Mittelhand, behält Wendespiel auf folgende Karte:  
a, b, c, dB, a9, 8; bA; cA; d10, 7.



Er wendet aK, findet noch aD und drückt d10, 7, hat also eine Karte, auf die man die Gegner schwarz zu machen hoffen darf. Die Karten sitzen jedoch so ungünstig, daß er das Spiel verliert. Wie sahen die Karten? Wie ging das Spiel?

### Auflösung des Bilderräthsels.

Der beste Schütze fehlt bisweilen.

### Auflösung des Anagramms.

a, Wange, Siena, Alma, Made, Abel, Dirne, Mais, Reis, Senfe.  
Wagen, Asten, Lama, Dame, Elba, Rinde, Siam, Eris, Effen.  
Walbersee.

### Auflösung der Pyramide.

A  
A R  
A R M  
A M O R  
M O R R A  
M A R M O R

### Auflösung des Buchstabenräthsels.

Wiese, Biese, Niese, niese.

### Auflösung der Schachaufgabe.

(Dreizüger von G. Stang).

W. Ke1, Dh8, Sc5, d6, Ba2, b3, f4, f6, g4, h3.  
Schw. Kd4, Te1, f2, Ld1, Sg5, Ba3, a5, c2, c6, d5, e2, f3.  
1. Dh8-a8; Kc5:; 2. Da7+. — 1. . . ., Kc3; 2. Sf5+. —  
1. . . ., Kc3; 2. Da5+. — 1. . . ., beliebig; 2. Sf5+. —

Richtige Lösungen gingen ein von: Emil Abrecht, Walter Buchsteiner, Eugen Krause, Hans Kühn, Schmelter, Schnevoigt, Meta Lochmann, Stanislaus Musielewicz, Becker, Ida Wendt, Robert Wolf, Fritz Dörfel, Alfons Marohn, Otto Neumann Bromberg.